

gewesen. Selbst bei der Gestaltung der fabelhaften Thiere zeigt sich eine gewisse Mässigkeit der Phantasie. Wir finden selbst noch in ihnen den ehrbar bürgerlichen, verständigen Sinn wieder, den die Perser überall zeigen. Ebenso ist denn auch die Baukunst, nicht gerade von der ausgezeichnetsten Schönheit, nicht von der zartesten, in allen Details durchgeführten Harmonie, vielmehr in manchen Theilen unangemessen, spröde, ungeschickt, aber im Ganzen von offenem, verständigem Geiste zeugend, nichts Wildes, Ausschweifendes, alles heiter, an die Natur sich anschliessend, einfach, anspruchslos.

Wir haben ein rechtliches, kräftiges, verständig denkendes und wohlwollendes Volk vor uns, dem aber der freie poetische Schwung der Phantasie, und der zarte, ausführende künstlerische Sinn nicht gegeben waren.

Drittes Kapitel.

Phönicier und Juden.

Von Osten her den Euphrat überschreitend, kommen wir bald an die Wüste, wo kein Volk seine Wohnsitze bleibend aufschlägt, und nur durchziehende Karawanen in Oasen Ruhe und Erquickung ihrer Thiere suchen. Südlich liegt Arabien, das Land, aus dem einst ein verheerender Feuerstrom sich weithin ergiessen sollte, an dem aber die ältere Völkergeschichte gleichgültig vorübergeht. Jenseits dieser Wüste aber gelangen wir zu den fruchtbaren Thälern von Syrien und Palästina, und endlich an die Küste zu den Phöniciern, dem Handelsvolke, dem das Meer reichere Aernnten giebt, als jenen Nachbarn ihr blühendes Land.

Wollten wir die Geschichte der bildenden Kunst nur an den Monumenten, die von ihr erhalten sind, lernen, so müssten wir hier vorübergehen. Von Babylon und Ninive waren wenigstens Ruinenhügel mit reichen plastischen Schätzen erhalten, von Persepolis stehen Mauern und Säulen, aber die Pracht des alten Tyrus und Sidon ist fast spurlos verschwunden, der Salomonische Tempel längst vertilgt, ein neues Gebäude nimmt seit Jahrhunderten seine Stätte ein, und die baulichen Ueberreste, welche an anderen Orten neuerdings entdeckt sind, haben zwar als Denkmäler der einstigen Grösse dieser Nationen ein unzweifelhaftes Interesse, sind aber in künstlerischer Hinsicht von sehr unter-

geordneter Bedeutung. Allein auch unsere Geschichte darf deshalb doch von diesen Völkern nicht schweigen, welche so grossen Einfluss auf die Weltbegebenheiten hatten, nicht von den Phöniciern, deren Schiffe an den Küsten des Mittelmeeres die europäische Civilisation erweckten, noch weniger von den Juden, dem Stammvolke der Offenbarung, das einen so merkwürdigen Gegensatz gegen die anderen, dem Heidenthum ergebenden Völker der alten Welt bildet, und uns so viel geworden ist. Wenn auch fast nichts von den bildlichen Werken dieser Völker erhalten ist, so interessiren uns doch selbst die geringfügigen Reste und die Nachrichten über sie, um wenigstens im Allgemeinen zu erfahren, welche Stelle die bildende Kunst bei ihnen einnahm.

In Betreff der Phönicier sind selbst diese Nachrichten sehr dürftig ¹⁾. Wir wissen, dass die Städte ihres Küstenstriches, dicht, in der Entfernung weniger Meilen neben einander gelegen, in jeder Beziehung prächtig und glänzend waren. Wer kennt nicht die Anrede des Propheten Ezechiel (XXVII. 3 ff.) an Tyrus? „Die du wohnst an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus; du sprichst: Ich bin vollkommen an Schönheit. Inmitten des Meeres ist dein Gebiet; deine Bauleute machten deine Schönheit vollkommen. Aus Cypressen zimmerten sie dein Getäfel, Cedern vom Libanon nahmen sie, um die Mastbäume zu machen. Von Eichen aus Basan machten sie deine Ruder, deine Bänke von Elfenbein. Byssus mit Buntwirkerei liessest du flattern als Flagge, blauer und rother Purpur aus den Inseln Elisa war deine Decke.“ Auch die profanen Geschichtschreiber rühmen die Pracht von Tyrus. Hiram, ihr König, der Zeitgenosse von David und Salomon, scheint besonders für die Ausschmückung der Tempel gesorgt zu haben, die dem Jupiter-Baal, dem phöniciischen Hercules und Apollo errichtet wurden. Obgleich weit ausgedehnt und übervölkert, trotzte die Stadt durch die Trefflichkeit ihrer Befestigungen den mächtigsten Eroberern. Nebuchadnezar musste sie, wie es heisst, dreizehn Jahre belagern. Als Alexander der Grosse nahte, zogen sich die Bewohner der alten Stadt, die auf dem festen Lande lag, auf die neue Stadt, eine Insel, zurück, und ungeachtet aller Mittel, die der Ueberwinder des persischen Reiches anwendete, ungeachtet der grossen Flotte, welche das Landheer unterstützte, und des kolossalen Dammes, durch den er die Insel mit dem

¹⁾ Die ältere Literatur giebt O. Müller, Handb. d. Archäol. 3. Aufl. § 239. Vgl. dazu E. Gerhard, Ueber die Kunst der Phönicier. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1848. S. 579 ff.; Jul. Braun, Gesch. d. Kunst I. 447 ff., und neuerdings das noch im Erscheinen begriffene Prachtwerk der französischen Expedition von E. Renan, Mission de Phénicie. Fol. u. 4. Paris 1864 ff., nebst dessen vorläufigem Bericht im Pariser Moniteur v. 8. und 11. Juli 1861.

Lande verband, konnte er erst nach siebenmonatlicher Belagerung eindringen. Von diesen Damm- und Hafengebauten hat sich denn auch an verschiedenen Stellen des phoenicischen Küstenlandes, namentlich bei Marathus (Amrit), Antaradus (Tortosa) und auf der Insel Aradus (Ruad) Einiges erhalten, was auf ein hohes Alter Anspruch machen kann¹⁾. Es sind gewaltige Quadermauern, meistens aus riesigen Werkstücken mit glatt abgearbeiteten Rändern, sonst aber unbehauen gelassener Oberfläche zusammengefügt, die urthümlichsten Beispiele der sogenannten Rustica, wie wir sie auch im alten Jerusalem wiederfinden werden. Das Trümmerfeld von Marathus hat uns auch das in den Felsen gehauene Plateau eines althönischen Tempels aufbewahrt und eine Anzahl merkwürdiger freistehender Monumente von theils phallusartiger, theils pyramidal zugespitzter Gestalt, welche nach den darunter befindlichen Felsenkammern für Grabdenksäulen zu halten sind²⁾. Sie erheben sich über einer viereckigen, bisweilen mit Löwengestalten verzierten Basis bis zu der Höhe von 50 Fuss und sind an ihren verschiedenen Absätzen mit vorspringenden Platten, wulstförmigen Gesimsen und einem abgestuften Zinnenornament versehen, welches in zwei Reihen den oberen cylindrischen Theil des Denkmals umgiebt. Das Alter dieser Bauten steht noch nicht fest. Sind sie jedoch auch wirklich althönisch, so ist der kunsthistorische Gewinn, den sie gewähren, bei ihrem gänzlichen Mangel an selbstständigen architektonischen Formen, jedenfalls nur ein höchst geringer.

Ebenso wie im Mutterlande ist in den phönischen Colonien, in Carthago, Gades, Utica u. a. so gut wie nichts erhalten, was uns über ihre Baukunst nähere Auskunft gebe. Carthago war prachtvoll, mit aller Bequemlichkeit und Sorgfalt einer herrschenden Seestadt erbaut, und neuere Forschungen haben uns wenigstens in einige historisch wichtige Theile der Stadt genauere Einsicht geboten³⁾. So von der

1) Pococke, Beschreibung des Morgenlandes II. Taf. 30; H. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres I. 306; E. Renan, Mission de Phénicie. Pl. II, VI.

2) F. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 120 ff.; E. Renan a. a. O. Pl. XI—XIII, XVI, XVII.

3) Nachdem Falbe, Recherches sur l'emplacement de Carthage, 1833, den ersten Situationsplan entworfen und Dureau de la Malle, Recherches sur la topographie de Carthage, 1844, den Versuch einer Topographie gemacht hatte, sind in letzterer Zeit an Ort und Stelle Forschungen und Nachgrabungen angestellt worden, zuerst auf Kosten der englischen Regierung von Nath. Davis (1856—59), veröffentlicht in dessen: Carthage and her remains, London 1861; deutsche Uebers. Leipzig 1863, und ferner auf eigene Kosten bei zweimaliger Anwesenheit von Beulé, publicirt in dessen: Fouilles à Carthage. Paris 1861; deutsche Uebers. Leipzig 1863. 8. Vgl. ausserdem H. Barth, a. a. O. I. 79 ff. und Beulé, in der Revue archéol. XVI. 170 ff.

Burg (Byrsa) mit dem Tempel des Aesculap-Eschmun, dessen Stätte vermuthlich die jetzige Ludwigskapelle bezeichnet, ferner von den Häfen für die Kriegs- und Handelsschiffe, und endlich von der Gräberstadt, welche mit in den Befestigungsrayon hineingezogen, aber durch ihre Lage am Abhange des Hügels Djebel-Khavi dem eigentlichen Verkehrsleben der Stadt entrückt war. Zahlreiche unterirdische Kammern von oblonger Grundform, mit Nischen in den Wänden, und an ihren in flacher Bogenwölbung ausgemeisselten Decken zum Theil mit einem sorgfältig präparirten glänzenden Stuck überzogen, durchhöhlen den felsigen Boden. Die sonstigen altcarthagischen Reste beschränken sich auf einige Hafendämme und auf den cyklopischen Unterbau der Burgbefestigung, in deren gewaltigen Tuffsteinmauern sich Spuren von inneren Gängen und Kammern erkennen lassen, wie sie ähnlich bei Festungswerken des ältesten Griechenlands wiederkehren und in Carthago durch Appian's (VIII. 95) Erzählung von den Ställen und Futtermagazinen für dreihundert Elephanten im unteren Theile der Mauern ihre Erklärung finden. Die Kammern sind durch Querwände von einander getrennt und hinten halbkreisförmig abgeschlossen. Denselben Abschluss haben auch die von Appian beschriebenen Schiffshäuser im Hafen, deren Reste man ebenfalls entdeckt haben will. In künstlerischer Hinsicht geben jedoch alle diese Nachforschungen ebenso wenig Anhaltspunkte wie die sonstigen Trümmerstätten in der Nähe der alten Handelsstadt, z. B. Sabratha, Leptis magna u. a., deren Reste sich auch nur auf die colossalen Unterbauten und Befestigungen zu beschränken pflegen ¹⁾. Ausser der natürlichen Veränderlichkeit des Küstenlandes wird wahrscheinlich das leicht zerstörbare Material der Architektur die Schuld dieser Verwüstung tragen. In den Tempeln scheint der Glanz der Metalle vorzugsweise zur Ausschmückung gebraucht zu sein. Im Tempel des Apollo, nahe am Markte zu Carthago, waren die Wände im Inneren mit Goldplatten belegt. Von den Tempeln in Gades und in Utica wird berichtet, dass sie Säulen von Erz und Balken von Cedernholz hatten. Die alten Geschichtschreiber, welche die Prachtbauten des Hiram in Tyrus rühmen, erwähnen stets, dass er Cedern vom Libanon habe herbeischaffen lassen ²⁾. Holz und Metall waren also die vorzugsweise angewendeten Materialien. Selbst Backsteine scheinen die Phöniciere nicht gekannt zu haben, nur Luftziegel werden bei ihnen erwähnt.

¹⁾ Bei den Felsengräbern von Lehis, Mader u. s. w. im Südwesten von Carthago und Oran ist die punische Herkunft mehr als zweifelhaft. Vgl. F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 117.

²⁾ Movers, *Die Phoenicier.* II. Bdes 1. Theil. S. 134, 137, 336.

Was demnach von den sogenannten phoenicischen Felsentempeln auf den Inseln Malta und Gozzo (Gaulos) zu halten sei, muss ebenso wie die Bestimmung der Nuraghen auf Sardinien als phoenicische Gräberbauten weiteren Forschungen anheimgestellt bleiben. Namentlich die ersteren, mit ihrer ganz ungefügen, durch rohe Steinkreise hervorgebrachten Grundrissform und ihrer mehr als primitiven Durchbildung stimmen wenig zu den Vorstellungen, die wir uns von den, wenn auch nicht schönen, doch jedenfalls prächtigen und fein ausgeführten Heiligthümern der Phönicier machen müssen ¹⁾.

Ueber die Bauten der Juden besitzen wir genauere und umständlichere Berichte, die indessen, wie alle schriftlichen Beschreibungen aus entfernten Zeiten, noch immer Vieles dunkel lassen. Bekanntlich war das Heiligthum Jehova's anfangs und selbst nachdem das auserwählte Volk nach langen Wanderzügen im gelobten Lande eine bleibende Stätte gefunden hatte, nur eine trag- und zerlegbare Zelthütte von mässiger Grösse, dreissig Ellen lang, aber nur zehn Ellen breit, aus einem mit Teppichen überhängtem Brettergerüst bestehend, inwendig durch andere Teppiche getheilt, um das Allerheiligste, den Ort der Bundeslade, von dem Heiligen, dem grösseren Vorderraume zu sondern ²⁾. Ringsumher wurde durch eingesteckte Pfosten und einen daran befestigten Vorhang ein Vorhof von 50 Ellen Breite und 100 Ellen Länge gebildet. Später, als die Juden sesshaft und reich geworden waren, als David den Gedanken der Erbauung eines festen Tempels fasste, und sein mächtiger und prachtliebender Sohn Salomon ihn ausführte, wurde die Gestalt jener Stiftshütte als das Vorbild des neuen Gebäudes angesehen, so jedoch, dass nunmehr alle Verhältnisse grösser und bedeutender wurden. Die Schicksale dieses jüdischen Heiligthumes sind bekannt. Salomon's Bau wurde, nachdem er schon mehr als ein Jahrhundert früher im Kriege gegen die Assyrer einen grossen Theil seiner kostbaren inneren Decoration verloren hatte, bei der Eroberung Jerusalem's durch Nebuchadnezar (586 v. Chr.) gänzlich zerstört. Später, als die persischen Könige, zuerst Kyros, dann Darius den Juden grössere Gunst zuwendeten, gründeten die aus dem Exile Heimkehrenden unter der Leitung Zerubabel's ein neues Heiligthum (536—515 v. Chr.), das allmählig mehr und mehr ausgeschmückt wurde. Endlich errichtete der

¹⁾ E. Gerhard, a. a. O. Taf. I, II. S. 583 ff.; F. Kugler, *Gesch. d. Bauk.* I. 117 ff. J. Braun, a. a. O. I. 474 ff., der den oben genannten Denkmälern libyschen Ursprung vindicirt.

²⁾ Einen Versuch, die Form und Einrichtung des mosaischen Heiligthums unter Zuziehung assyrischer Analogien wiederherzustellen, bietet W. Neumann, *Die Stiftshütte in Bild und Wort.* Gotha 1861. 8.

halb heidnische, aber prachtliebende Herodes der Grosse mit Abbrechung dieses zweiten Tempels (20 v. Chr.) ein ganz neues prachtvolleres Gebäude, das aber kaum achtzig Jahre stand, und bei der grossen Zerstörung Jerusalems durch Titus (73 n. Chr.) verbrannt und für immer vernichtet wurde. Der Bau des Herodes schloss sich nur in der Beibehaltung der durch den Cultus bedingten Abtheilungen an die Gestalt des ersten, von Salomon gegründeten Tempels an, während er überall grössere Dimensionen und andere, nämlich griechische Formen hatte.

Der Tempel des Zerubabel dagegen, über welchen wir keinen genaueren Bericht besitzen, war ohne Zweifel eine möglichst getreue, nur durch die geringeren Mittel der Erbauer beschränkte, weniger prachtvolle Nachahmung des Salomonischen. Bei den Versuchen, das Bild dieses ältesten Tempels aus den auf uns gekommenen Beschreibungen herzustellen, muss man sich daher vor der Verwechslung mit dem späteren Herodianischen Gebäude hüten. Aber auch ausserdem werden manche Ueberlieferungen dadurch unsicher, dass die Sehnsucht der Juden während der Gefangenschaft nach der Herstellung ihres Nationalheiligthums es nothwendig grösser und prachtvoller erscheinen liess und dass sich die symbolisirende Phantasie der Propheten hineinmischte.

Nur den ältesten Beschreibungen, welche uns zunächst im ersten Buche der Könige (Kap. 6—8), dann auch, wiewohl schon nicht ohne Irrthümer und vergrössernde Zusätze, im zweiten der Chronik (Kap. 3 und 4), aufbehalten sind, dürfen wir folgen; die Vision des Propheten Ezechiel (Kap. 40—42, 43, 46) kann nur in einzelnen Punkten, wo sie sich sichtbar an Eigenthümlichkeiten des alten Baues anschliesst, zur Erklärung benutzt werden, und die Nachrichten des jüdischen Geschichtschreibers Josephus (Antiq. Jud. VIII. 3) sind wenig zu beachten, da er seine Kenntniss von jenem früheren Baue nur, wie wir, aus alten Berichten schöpfen, und dabei durch den Herodianischen Tempel, den er genau gekannt und dessen Zerstörung er erlebt hatte, leicht irre geleitet werden konnte.

Jene alten Berichte über den Salomonischen Tempel nun sind, wie gesagt, nicht genügend, um das Detail der Form überall herzustellen, aber sie gewähren wohl eine Vorstellung von dem Charakter und Ausdruck des Ganzen ¹⁾.

¹⁾ Der Salomonische Tempel ist im Laufe dieses Jahrhunderts der Gegenstand eifriger Forschungen geworden, die freilich erst in neuerer Zeit, seit man die verschiedenen orientalischen Baustyle näher kennen gelernt hat, von richtigeren Vorstellungen über den Charakter des Ganzen geleitet wurden. Von der älteren Literatur sei hier zunächst die Abhandlung A. Hirt's erwähnt, (Abhandl. der Berliner Akademie 1809, und Geschichte der

Auf eine imponirende Pracht war es bei diesem Gebäude vor Allem abgesehen. Edle Stoffe wurden mit gewaltigen Mitteln zum Theil aus entfernten Gegenden herbei geschafft, Baumeister und Arbeiter aus der Fremde berufen. Wenn die biblischen Angaben genau sind, so leiteten mehr als dreitausend Aufseher die Arbeit von achtzigtausend Steinhauern und Zimmerleuten, die mit siebenzigtausend Handlangern in den Wäldern des Libanon beschäftigt waren, die erforderlichen Cedern und Cypressen zu fällen und zuzurichten. Sieben Jahre lang währte der Bau, die Ausschmückung brauchte wahrscheinlich noch längere Zeit.

Der Tempel stand im Nordosten der Stadt auf dem Berge Moriah, den gewaltige Grundmauern zu diesem Zwecke ebneten und zugänglich machten. Zwei Vorhöfe umgaben das Tempelhaus, der äussere für das Volk, der innere für die Priester. Die Scheidemauer beider Höfe war aus drei Reihen Steinen und einer Reihe Cedernbalken errichtet. Eine wahrscheinlich ähnliche Mauer umschloss den äusseren Vorhof und enthielt Zellen zur Aufbewahrung von Vorräthen, zur Wohnung und zu Wachtzimmern für die dienstleistenden Leviten. Später wurde die Zahl dieser Höfe durch eine besondere Abtheilung für die Weiber, und durch einen äussersten Vorhof, den auch die Nichtjuden betreten durften, vermehrt.

Im Priesterhofe, vor dem Tempelhause selbst, standen die zu den Brandopfern bestimmten Geräthschaften, der Altar, vermuthlich von Holz und mit Erzplatten überzogen, dann zehn Stühle oder Gestelle von Kupfer, mit Löwen-, Stier- und Cherubim-Figuren kunstreich ver-

Bauk. I. 121 ff.); ferner Friedr. v. Meyer, *Der Tempel Salomo's*, aus d. 9. Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit besonders abgedruckt, Berlin 1830; sodann die sehr ausführlichen und gründlichen Erörterungen von Grüneisen, *Revision der jüngsten Forschungen über den Salomonischen Tempel*, im Kunstblatt v. 1831, Nr. 73 ff. Auf diese Vorgänger fussend machte Stieglitz, *Beiträge zur Geschichte der Baukunst*, Leipzig 1834, I. 63 ff. einen neuen Herstellungsversuch, während zuerst Keil, *Ueber den Tempel Salomo's*, Dorpat 1839, und dann Ewald in seinem grossen Werke über die Geschichte des Volkes Israel, Bd. III, durch kritische und sprachliche Prüfung des Urtextes der Untersuchung einen festen Boden gaben. Von der neueren Literatur ist ferner der gelehrte Kommentar von O. Thenius zu den Büchern der Könige, nebst Anhang über das vorexilische Jerusalem und dessen Tempel, Leipzig 1849, hervorzuheben; dazu C. Chr. Bähr, *Der Salomonische Tempel*, Karlsruhe 1848; G. Unruh, *Das alte Jerusalem und seine Bauwerke*, Langensalza 1861; C^{te} de Vogüé, *Le temple de Jerusalem, Monographie du Haram-ech-cherif (Mosquée d'Omar)*, suivie d'un essai sur la topographie de la ville sainte, Paris 1864. Fol. Nach allen diesen Forschungen haben die in der ersten Auflage dieses Werkes aufgestellten Ansichten wesentliche Aenderungen erleiden müssen. Vgl. über dieselben auch die Kritik von H. Merz im Kunstbl. 1844, Nro. 97 ff. und 1848, Nro. 5.

ziert, welche Kessel zur Abwaschung der Opferthiere trugen, endlich das sogenannte eherne Meer, ein gewaltiger Kessel, zehn Ellen im Durchmesser, dreissig im Umfange, fünf in der Höhe, getragen von zwölf ehernen Rindern, die mit den Köpfen nach Aussen standen, bestimmt zur Reinigung der Priester nach den Opfern.

Das Tempelhaus selbst enthielt drei Haupttheile, die Vorhalle, das Haupthaus, das Heilige genannt, und das Allerheiligste. Alle drei Abtheilungen hatten die gleiche Breite von zwanzig Ellen, aber ungleiche Tiefe, die Vorhalle nur zehn, das Heilige vierzig, das Allerheiligste zwanzig Ellen. Dieses war auch nur zwanzig Ellen im Inneren hoch, also ebenso hoch wie breit und tief, ein vollkommener Kubus; das Heilige dagegen erhob sich bis zu dreissig Ellen; die Höhe der Vorhalle ist, wie weiter unten näher ausgeführt werden wird, ungewiss und bestritten. Rings umher an den drei Seiten des Tempelhauses mit Ausschluss der Vorhalle liefen im Aeusseren Seitengebäude mit kleinen Kammern, die ohne Zweifel zur Aufbewahrung der Tempelschätze dienten. Drei Stockwerke solcher Kammern erhoben sich übereinander, jedes wahrscheinlich von fünf Ellen Höhe. Eine Thür aus dem Inneren des Heiligen bildete den Eingang in die unteren, eine Wendeltreppe führte zu den oberen Gemächern. Die innere Breite dieser Gemächer war verschieden, indem sie von unten nach oben zunahm, im untersten Stockwerke nur fünf, im mittleren sechs, im obersten sieben Ellen betrug: eine eigenthümliche Einrichtung, welche dadurch entstand, dass am Hause sich rings umher Absätze der ungemein stark angelegten Mauer befanden, wodurch sich der Raum nach oben zu erweiterte. Zu den Mauern waren zwar „köstliche grosse Steine“ verwendet, allein die der Vorhalle bestanden ebenso wie die der Mauer des Vorhofes nicht ganz aus diesem Material, sondern über drei Reihen Steinen war eine Reihe von Cedernbalken angebracht. Jedenfalls sah man im Inneren überall kein Steinwerk, — die alte Beschreibung führt dies ausdrücklich zum Preise an, — sondern die Wände waren mit Brettern aus Cedernholz belegt, die Decken bestanden aus Cedernbalken, der Fussboden aus Cypressenbrettern. An dem Cedernholz der Wände waren Palmen, Cherubim und Coloquinthen eingeschnitten, und überall im Inneren, in der Vorhalle sowohl als auch in beiden Heiligthümern, Fussboden, Wände und Decke durchweg mit Gold überzogen. Aus der Vorhalle gelangte man in das Tempelhaus durch zwei Flügelthüren von Cypressenholz, die ebenfalls mit eingeschnittener Arbeit verziert und übergoldet waren. In dem Heiligen stand der Altar für die Rauchopfer, von Cedern und vergoldet, dann der goldene Tisch für die Schaubrode, endlich waren zu jeder Seite fünf goldene siebenarmige Leuchter

aufgestellt, deren 70 Lampen an den Goldwänden ein blendendes Licht verbreiten mussten ¹⁾).

Eine Zahl von kleinen, wahrscheinlich vergitterten Fenstern, welche sich in diesem Theile des Tempels befanden, diente daher wohl mehr, um den Luftzug zu befördern und den Dampf des täglichen Rauchopfers abzuleiten, als zur Beleuchtung. Das Allerheiligste war durch eine Cedernwand von dem vorderen Tempelhause getrennt, eine Flügeltüre von wildem Oelbaum diente zum Durchgange, kostbare Teppiche und goldene Ketten oder Gitter sollten den Eingang noch mehr verwahren und schmücken. Innerhalb dieses höchsten Heiligthums, das Niemand als der Hohepriester und selbst dieser nur ein Mal jährlich am Versöhnungsfeste betreten durfte, stand die mosaische Bundeslade von Akazienholz, drittelhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und ebenso hoch, von innen und aussen übergoldet, mit einem Deckel von massivem Golde. Neben ihr als Wächter zwei kolossale Cherubim, von wildem Oelbaum geschnitzt, und, wie alle Umgebungen, mit Gold überzogen, zehn Ellen hoch, jeder mit zwei, fünf Ellen langen ausgebreiteten Flügeln, so gestellt, dass die äusseren Flügel die Ecken der Hinterwand berührten, die inneren in der Mitte derselben zusammenstiessen. So haben wir von dem Inneren des Tempelhauses mit seinen glänzenden Räumen verschiedener Grösse eine ziemlich deutliche Vorstellung.

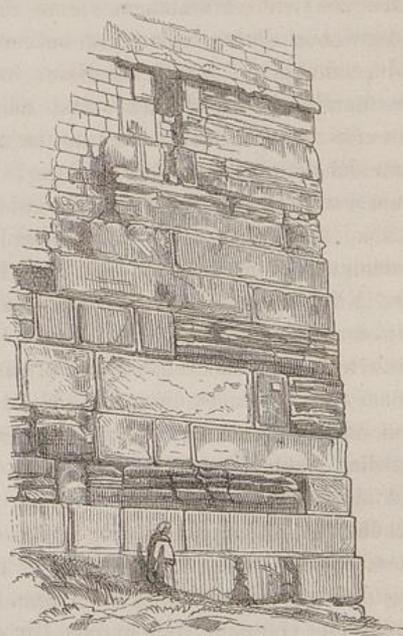
Bei Weitem zweifelhafter ist die äussere Gestalt. Die Nachrichten sind hier viel dürftiger und es fehlt an allen Vorbildern, nach welchen wir das Mangelhafte ergänzen könnten. Die älteren Restauratoren des Salomonischen Baues haben sich meistens an die griechische oder eigentlich griechisch-römische Architektur angeschlossen, was nur bei der damaligen völligen Unbekanntschaft mit der orientalischen Bauweise möglich war. Die Neueren folgen dagegen mehr dem ägyptischen Style, was indessen ebenso unrichtig sein dürfte. Die Stätte des Tempels, auf der jetzt die sog. Moschee des Omar und die Moschee El-Aksa sich befinden, von den Muhammedanern hoch verehrt und Haram-ech-Scherif, das edle Heiligthum genannt, ist, nachdem es Jahrhunderte lang den Christen verschlossen war, seit etwa sieben Jahren, wo günstigere Verhältnisse den Zugang eröffneten, von mehreren Forschern gründlich untersucht. Ueberreste, welche von dem Style des alten Tempels selbst Auskunft gäben, sind dabei freilich nicht entdeckt, wohl aber ist die Kenntniss der Fundamentbauten, die dadurch erlangt ist,

¹⁾ Das am Titusbogen in Rom befindliche Reliefbild des siebenarmigen Leuchters aus dem Herodianischen Tempel dürfte mit denen im Salomonischen Bau, welche ihrerseits wieder auf die mosaische Form zurückweisen, im Wesentlichen übereinstimmend sein. Vgl. Thenius a. a. O. 124; W. Neumann, Die Stiftshütte, Titelbild und Fig. 46 ff.

von grosser Wichtigkeit. Die Höhe des Berges bildet nämlich eine Plattform von 1400 Fuss Länge und 860 Fuss Breite, die über zum Theil gewölbten Substructionen aus den tiefen Schluchten emporsteigt, welche den Berg ursprünglich fast in seinem ganzen Umfang umgaben. Eine gewaltige Böschungsmauer in phöniciſcher Art (vgl. S. 214) aus geränderten, aber in der Mitte der Oberfläche rauh gelassenen Riesenquadern, bis zu 28 Fuss Länge, fasst den ganzen Unterbau ein. An der südöstlichen Ecke, welche unsere Abbildung (Fig. 45) veranschaulicht, lassen sich dreizehn Schichten dieser colossalen Blöcke von den darauf ruhenden kleineren Lagen jüngerer Datums deutlich unterscheiden. Ob diese unteren Schichten der Zeit König Salomon's oder einer späteren angehören, ist streitig ¹⁾, indessen werden wir jedenfalls die erste Anlage dieser Fundamentbauten ihm zuschreiben, und uns danach ein Bild von der Grossartigkeit seines Werkes machen dürfen.

Rücksichts der Aussengestalt des Tempels selbst sind wir dann freilich auf die Worte des biblischen Textes, und auf die Schlüsse beschränkt, die mit architektonischer Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen. Hieraus ergiebt sich Folgendes. Die Aussenwände waren ohne Zweifel senkrecht, nicht, wie in Aegypten, schräg; die Einrichtung der in den oberen Stockwerken breiteren Seitenkammern macht dies unzweifelhaft. Sie standen frei, und nicht, wie am griechischen Tempel, von Säulenhallen umgeben.

Fig. 45.



Vom Unterbau des Tempels zu Jerusalem.

¹⁾ F. de Saulcy, *Histoire de l'art Judaïque*. Paris 1858. Pag. 168 ff.; Alex. Bertrand (*Analyse d'un Mémoire de M. de Saulcy*), in der *Revue archéologique*. 1863. Pag. 12 ff.; dagegen C^{te} de Vogüé, *ibid.* Pag. 281 ff. und besonders in seinem oben citirten grösseren Werke. Vgl. Viollet-le-Duc, *Entretiens sur l'Architecture* I. 216 ff.; W. Lübke, *Gesch. d. Arch.* 3. Aufl. S. 55.

Die einzelnen Theile des Hauses waren von ungleicher Höhe, namentlich ragte das Tempelhaus mit seiner Höhe von dreissig Ellen hervor, während die Seitengebäude mit den Kammern und vielleicht auch die Vorhalle niedriger blieben. Für jene ist dies nicht wohl zu bezweifeln¹⁾, für diese dagegen höchst bestritten. Die Chronik giebt nämlich für die Höhe der Vorhalle das ganz ungläubliche Maass von 120 Ellen, welches zwar von den meisten Forschern für irrig, aber doch in Verbindung mit anderen Nachrichten von Einigen zur Annahme einer grösseren, den ägyptischen Pylonen entsprechenden Höhe für ausreichend gehalten wird. Auffallend ist in der That, dass Josephus in seiner Beschreibung des Salomonischen Tempels und selbst in der Rede, die er dem Herodes bei Gelegenheit seines projectirten Neubaus in den Mund legt, jene Höhenzahl von 120 Ellen für die Vorhalle des Salomonischen Baues wiederholt. Allein schon aus einer anderen Stelle dieses Autors (VII. 10. 3.) geht das Irrige dieser Dimensionen hervor. Während der Verfolgung der Juden durch Antiochos, König von Syrien, war nämlich ein Hoherpriester Namens Onias mit einer jüdischen Colonie nach Aegypten entflohen, hier von dem Könige Ptolemäos aus Hass gegen Antiochos freundlich aufgenommen, und ihm verstattet, im Bezirk von Heliopolis einen eigenen Tempel zu bauen, welcher erst zu Josephus Zeit in Folge der jüdischen Empörung unter Vespasian geschlossen wurde. Von diesem Tempel sagt nun Josephus, dass er nicht dem von Jerusalem, sondern vielmehr einem Thurme geglichen und aus ungeheuren Quadern bis zu einer Höhe von 60 Ellen sich erhoben habe. Man sieht, der Geschichtschreiber folgt hier einer alten Nachricht und vergisst dabei, dass er bei der Beschreibung des Salomonischen Tempels und in der Rede des Herodes (XV. 1. 1) von 120 Ellen gesprochen hatte. Jene alte Nachricht vergleicht nun zwar den Tempel des Onias nicht mit dem Salomonischen, sondern mit dem des Zerubabel; indem sie aber zeigt, dass dieser viel kleiner war als 60 Ellen, so viel, dass diese Höhe dagegen thurmartig erschien, beweist sie, dass neben jener Tradition der grossen Höhe eine andere, von einer kleineren bestand. Diese Nachricht widerlegt zugleich die Angabe in dem, übrigens in allen seinen Zahlen sehr unzuverlässigen Buche Esra (VI. 3), welche dem Tempel des Zerubabel eine Höhe von zwar nicht 120, aber doch 60 Ellen beilegt. Der einzige Umstand, der nach alle diesem für eine pylonartige Höhe sprechen könnte, ist der, dass Herodes auch seinem, obgleich in griechischem Style gebauten, Tempel eine Vorhalle von grösserer Höhe gab. Dies hat denn auch selbst neuere

¹⁾ Grüneisen a. a. O. S. 296; Thenius a. a. O. Anhang S. 33.

Forscher zur Annahme einer solchen ägyptisirenden Anlage des alten Tempels bestimmt¹⁾, während andererseits der wichtige Umstand, dass das Buch der Könige die Höhe der Vorhalle ganz übergeht, für eine unscheinbarere Gestalt geltend gemacht werden kann. Indessen ist natürlich dies nicht entscheidend so dass nichts übrig bleibt, als unsere Unkenntniss des wahren Verhältnisses einzugestehen.

Wie die Wände auswärts verziert gewesen, ist nicht angegeben. Die Aussenmauern der Seitengebäude waren sicher massiv und von Stein; es ist daher nicht wahrscheinlich, dass sie auch am Aeusseren mit Holz und vergoldetem Schnitzwerk belegt gewesen. Zwar heisst es im ersten Buche der Könige (VI. 29 ff.): „Und an allen Wänden ringsher macht er eingeschnittene Arbeit mit Cherubs und Palmen und Blumen innerhalb und ausserhalb;“ allein diese Worte scheinen hier nur das Innere des Tempels selbst und das der Vorhalle zu unterscheiden. Josephus (Antiq. Jud. VIII. 3) spricht allerdings deutlich, wenn er den innerhalb und ausserhalb angebrachten und durch dicke Ketten verbundenen Cederntafeln eine günstige Wirkung für die Festigkeit des Tempels zuschreibt. Allein er hatte das Gebäude nicht selbst gesehen und, wie seine Schilderung beweist, nur sehr unklare Vorstellungen von demselben. Wichtiger ist die überwiegende Bedeutung, welche der Verfasser des Buches der Könige dem Holze beilegt, die ausführliche Erzählung der Herbeischaffung, die gewaltige, weit über Hunderttausend hinausgehende Zahl der beim Fällen der Cedern und Tannen auf dem Libanon und bei der Herbeischaffung beschäftigten Arbeiter. Allein schon der Umstand, dass die Mauern des ganzen Vorhofes und der Vorhalle theilweise aus Holz bestanden, erklärt dieses ausgedehnte Bedürfniss und übrigens hatte der Chronist bei seiner Schilderung auch das Interesse, die Weisheit des Königs Salomon und die Fügsamkeit des Königs Hiram von Tyrus darzustellen. Wäre der ganze Bau mit Holz bekleidet gewesen, so wären die ebenfalls wiederholt erwähnten köstlichen, grossen Steine, die so wohl vorbereitet und zugerichtet waren, dass man beim Bauen selbst weder Hammer noch Beil hörte (1 Kön. V. 17; VI. 7), ein unerklärbarer Luxus gewesen. Allein schwerlich war die Verwendung des Steines eine sehr vollkommene. Jene Constructionsweise mit je einer Lage Holz über drei Lagen Quadersteinen, welche bei einzelnen Theilen des Tempelbaues bemerkt wird, war keinesweges eine ungewöhnliche; auch der Tempel des Zerubabel war in gleicher Art erbaut, und

¹⁾ De Vogüé a. a. O. S. 28, sich anschliessend an de Sauloy. Unter den Aeltären ist besonders Stieglitz als Vertheidiger des ägyptischen Charakters des Tempels zu nennen. Vgl. dagegen besonders Thenius a. a. O. S. 60.

noch heute herrscht in vielen Gegenden des Orients und Griechenlands der Gebrauch, Lagen von Steinen mit Holzbalken zu verbinden, indem man sich dadurch gegen die Wirkungen der Erdbeben gesicherter glaubt. Diese Sitte, welche ohne Zweifel, wie die ihr zu Grunde liegende Besorgniss, aus alter Zeit stammt, hindert schon die freie Verwendung des Steines und seine Anerkennung als des schönsten Stoffes für die architektonische Form. Wo es auf Schmuck ankam, nahm man auch im Salomonischen Bau zu anderen Stoffen seine Zuflucht. Die Säulen wurden von Erz gegossen oder auch aus Cedern gebildet, wie wir nachher sehen werden, sogar die Thürpfosten, bei welchen der Stein ein so viel vortheilhafteres Material gewährt hätte, waren von Holz.

Die Dächer waren wohl nach morgenländischer Sitte flach, wobei dann freilich die Balkendecke von Cedern oben noch einen besonderen Schutz erhalten haben mag ¹⁾. Im Ganzen wird also das Gebäude von Aussen keineswegs einen sehr imposanten Eindruck gewährt haben. Das Gefühl der Juden legte mehr Gewicht auf den Metallglanz des Inneren und der vor dem Tempel aufgestellten Geräthe als auf grossartige Verhältnisse und architektonische Gliederung.

Säulen umgaben, wie gesagt, den Tempel nicht, nur am Eingange der Vorhalle standen die zwei berühmten Säulen Jachin und Boas, über welche der biblische Text ziemlich ausführlich, aber deshalb nicht minder undeutlich spricht. Sie waren von Erz gegossen, der Stamm achtzehn, der Knauf fünf Ellen, das Ganze also 23 Ellen hoch, der Umfang 12, der Durchmesser somit nahezu 4 Ellen. Die Schäfte scheinen nach einer berichtigten Lesart des Urtextes im Jeremias (LII. 21), Vertiefungen gehabt zu haben, und zwar von 4 Finger Tiefe, also wohl eher im Sinne ägyptischer Bündelsäulen als griechischer Cannelirungen. Die Kapitäle hatten im Ganzen die Gestalt einer „aufgegangenen Lilie“, also wohl eine kelchartige, dem ägyptischen offenen Lotoskapitälé ähnliche. Sie waren dabei bauchig und sehr reich verziert; es wird von 7 Gewinden von Kettenarbeit, und von 200 Granatäpfeln, welche in zwei Reihen daran hingen, gesprochen, wozu dann der Prophet Jeremias (LIII. 23) die Aufklärung giebt, dass diese Zahl sich auf beide beziehe, und dass von den hundert, welche sich

¹⁾ Grüneisen a. a. O. S. 346; Stieglitz, Beitr. I. 75. Der Einwand, dass bei den starken Regenwettern, denen Palästina zuweilen ausgesetzt ist, die blosse Bedeckung der Balken mit Estrich oder Ziegeln bedenklich sein konnte, welche in der ersten Auflage dieses Werkes und bei Canina, Arch. ant. Sez. I. Parte II. Pag. 89 zur Annahme eines schrägen Daches führte, scheint doch nicht durchgreifend, da die Landessitte dagegen Vorkehrungen haben musste. Vgl. Merz im Kunstbl. 1844, S. 427; Thenius a. a. O. Anhang S. 34.

an jedem Kapitäl befanden, 96 ein frei in der Luft, im Winde schwebendes Werk waren ¹⁾; anscheinend bildeten sie also Ketten, die, an den vorspringenden Theilen des Kapitäls befestigt, eine zwar reiche und phantastische, aber auch barbarische und geräuschvolle Zierde geben mussten, wie wir sie bei keinem anderen Volke kennen ²⁾.

Auffallend ist, dass jede dieser Säulen einen besonderen Namen hatte: die zur Rechten Jachin d. i. Fest, die zur Linken Boas d. i. Stark. Ohne Zweifel bezogen sich diese Namen nicht bloss auf die Dauerhaftigkeit der Säulen, sondern hatten eine andere Bedeutung. Wir wissen aus vielen Beispielen des alten Testaments, dass die Juden Namen von religiöser Bedeutung liebten, und diese Namen, da sie ebenfalls an Personen vorkommen, werden daher wohl auch religiös zu verstehen sein; Fest d. i. dem Jehova Festigkeit verleiht, Stark, dessen Stärke Er ausmacht. Allein dass sie, wie man vermuthet hat ³⁾, von damals beliebten Männern, etwa von jüngeren Söhnen Salomon's herrühren, ist doch sehr unwahrscheinlich. Eher möchte an eine symbolische Beziehung zu denken sein. Nicht bloss die älteren, sondern auch die neueren Forscher sind zwar in der symbolischen Deutung der Verhältnisse und der Theile des Tempels viel zu weit gegangen, hier aber scheinen die Namen denn doch auf solche hinzuweisen. Aber freilich vermögen wir diese, wenn wir uns nicht mit ganz Allgemeinem und Unbestimmtem begnügen wollen, nicht zu errathen. Uebrigens sagt Jeremias (LII. 22) ausdrücklich, dass beide Säulen ganz gleich gestaltet gewesen, so dass also die Verschiedenheit der Namen nicht einmal, wie man voraussetzen könnte, mit einer Verschiedenheit der Form zusammenhängt.

Hinsichtlich des Ortes ihrer Aufstellung, nahm man früher an, dass sie vor der Vorhalle etwa wie die Obeliskten vor den aegyptischen Tempeln gestanden hätten, wofür in der That sowohl die Stelle spricht, wo in den alten Beschreibungen dieser Säulen gedacht ist, als der Umstand,

1) Die Uebersetzung der Septuaginta gewährt die Berichtigung des von Luther zu Grunde gelegten Textes. Vgl. Ewald a. a. O. III. 32 ff.; Merz im Kunstblatt, 1844. S. 418 und 1848. S. 17 ff. Dagegen lässt Thenius a. a. O. S. 101 die Granatschnüre horizontal in zwei Reihen am Kapitäl anliegen.

2) Das freie Schweben der Kettenschnüre beseitigt auch die Analogie mit persischen Kapitälern, auf die man wiederholt hingewiesen hat; denn bei diesen (vgl. Fig. 37) sitzen die Schnüre in senkrechten Reihen fest an der Oberfläche des Kelches. Vgl. Jul. Braun, Gesch. d. Kunst I. 407, der übrigens den „Kettengurt“ nicht um die Kapitäle, sondern „oben an die offene Vorhalle des Tempels“ hängt und sich diese nach dem Vorbilde des Thronhimmels des Königs Darius auf den Pfeilern der hundertssäuligen Halle von Persepolis vergegenwärtigt; W. Lübke, Gesch. d. Arch. 3. Aufl. S. 58.

3) Ewald a. a. O. S. 44.

dass man sie besonders benannte. Neuere Forscher sind indessen davon abgegangen und denken sie sich als tragende Säulen am Eingange der Vorhalle zwischen den Seitenmauern derselben. Die Analogie späterer architektonischer Sitte unterstützt diese Annahme, und die Worte der Septuaginta, welche von einem Architrav sprechen, der auf beiden Säulen ruhte, scheinen dafür entscheidend ¹⁾).

Der Werkmeister dieser Säulen wird uns ausdrücklich genannt, und war derselbe, von dem auch die ehernen Tempelgeräthe herrührten, Hiram Abif, der Sohn eines Tyriers und einer israelitischen Mutter vom Stamme Naphtali, den der König von Tyrus dem befreundeten Herrscher Israels zur Ausführung dieser kunstreichen Arbeiten zugesendet hatte. Die Säulen waren also nicht das Werk des Baumeisters, sondern, wenn sie auch durch einen Architrav verbunden den Eingang bildeten, ein besonderer, den Erzgeräthen gleichgestellter Schmuck, der dem Gebäude nur hinzugefügt, nicht mit demselben innig verwachsen war.

Bei den übrigen Prachtbauten Salomon's sind die Nachrichten noch dürftiger ²⁾. An seinem Palast baute der König dreizehn Jahre, also fast doppelt so lange, wie an dem Tempel selbst; ausserdem errichtete er ein „Haus vom Walde Libanon“, bestehend aus einer Halle mit vier Reihen Cedernsäulen und vielleicht wegen dieses Säulenwaldes so benannt, sowie mehrere andere Hallen. Das Material der Säulen und der Balken wird überall als Cedernholz angegeben, auch die Steine werden gerühmt, indessen mit offenbar geringerer Betonung. Eine grössere Wichtigkeit hatten dieselben wohl bei den Befestigungs- und Burgbauten auf den Höhen von Jerusalem. König David, von dessen Palastbau uns auch eine kurze biblische Notiz erzählt ³⁾, gründete zur Vertheidigung des Thales zwischen den Bergen Zion und Moriah die Festung Millo, und König Salomon vollendete das Werk ⁴⁾. Eine etwas ausführlichere Beschreibung haben wir von des Letzteren Prachtthron ⁵⁾: sechs Stufen führten zu ihm hinan, auf deren jeder zwei Löwen rechts und links Wache hielten; auch die Seitenlehnen des Thrones waren mit Löwen verziert, die Rücklehne war oben abgerundet; das Ganze bestand aus Elfenbein, überzogen „mit dem edelsten Golde“.

1) Vgl. Ewald a. a. O. III. 44. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 128 hält indessen noch an der Vorstellung freier gebälkloser Säulen fest, und verweist dafür auf assyrische, altphöniciische und etruskische Analogien.

2) 1. Kön. VII. 1 ff.

3) 2 Sam. V. 11: Und Hiram, der König zu Tyrus, sandte Boten zu David, und Cedernbäume zur Wand, und Zimmerleute und Steinmetzen, dass sie David ein Haus bauten. Vgl. 1. Chron. XV. 1.

4) 2. Sam. V. 9; 1. Kön. IX. 15; XI. 27.

5) 1. Kön. X. 18 ff.

Dieser Gebrauch der Bekleidung und Uebergoldung, dem wir auch schon bei den mesopotamischen Völkern begegnet sind, ist sehr charakteristisch. Der eigentlich architektonische Sinn will die Construction selbst, die Glieder des Gebäudes, die feinen Relationen ihrer einzelnen Theile sehen; er liebt den Schmuck wohl als eine Entfaltung und Erklärung dieser einzelnen Theile, nicht aber als einen fremdartigen Prunk, welcher den eigentlichen Bau verhüllt und über denselben in Ungewissheit lässt. Hier aber sehen wir Goldglanz und ehernen Schmuck, der blendend und prahlend die Wände und Glieder des Baues, wie die schwere Tracht des Barbaren die schönen Verhältnisse des Körpers, verbirgt. Auch das Elfenbein wird nicht etwa nur an Prachtgeräthen, wie es jener Thron war, sondern selbst an Gebäuden als bekleidender Stoff erwähnt. Das hohe Lied (VII. 4) vergleicht die Schönheit eines Halses mit einem elfenbeinernen Thurm, und andere Stellen sprechen von Palästen aus Elfenbein, darunter besonders von dem elfenbeinernen Hause, welches König Ahab von Israel gebaut hatte ¹⁾. Ist der Ausdruck auch in allen diesen Fällen metaphorisch zu nehmen, so bleibt doch die Vorliebe für den Prunk mit edlen Stoffen, welche sich darin ausspricht, bezeichnend für den Styl der jüdischen Architektur.

Fasst man das hier Gesagte zusammen, so ergibt sich auch gleich, was von der Vermuthung zu halten ist, dass Juden und Phönicier ägyptische Formen in ihre Architektur aufgenommen hätten ²⁾. Diese Vermuthung hat keinen überzeugenden historischen Grund für sich. Bei der Abgeschlossenheit des alten Aegyptens war, der Nähe ungeachtet, der Völkerverkehr nicht bedeutend. Noch weniger kann der frühere Aufenthalt der Juden in Aegypten darauf eingewirkt haben. Ihre ärmliche Lage gab ihnen keine Gelegenheit zur Nachahmung ägyptischer Tempelbauten, und wenn ihnen ja unbewusst eine Reminiscenz anfangs geblieben wäre, so müsste sie sich während des langen Hirtenlebens verloren haben. Sprächen aber auch die äusseren historischen Beziehungen mehr dafür, so geben die bestimmten Nachrichten über die jüdischen und phönicischen Bauten höchst gewichtige Gründe dagegen, und jede nähere Aehnlichkeit wird durch die Verschiedenheit des Materials ausgeschlossen. Bei den Aegyptern war alles auf Steinbau und Sculptur berechnet; Säulen und Steinbalken, reiche aber nur farbige, nicht goldene Verzierung. Hier Holzbalken von weiter Spannung,

¹⁾ Psalm XLV. 9; Amos III. 15; 1. Kön. XXII. 39.

²⁾ Hirt, Geschichte der Baukunst I. 120; Thenius a. a. O. Anhang S. 28. Vgl. auch W. Lübke, Gesch. d. Arch. 3. Aufl. S. 58 ff., der u. A. auf die Ehe Salomon's mit einer ägyptischen Königstochter hinweist, im Uebrigen aber doch den phönicisch-babylonischen Styl als vorherrschend anerkennt.

welche Säulen überflüssig machten, Wände, nicht ganz aus Steinen gebaut ¹⁾, und wenigstens im Inneren mit Brettern bekleidet, überall Metallglanz. Statt einer Aehnlichkeit finden wir die grössten Gegensätze. Dort einen vorherrschend architektonischen Sinn, edle, mässige Form, hier den Glanz des Goldes, der die Phantasie reizt und unruhig erhält und den Formensinn abstumpft. Dagegen scheint der Baustyl der Juden dem der Babylonier und Assyrier verwandt und mit dem der Phöniciere höchst übereinstimmend, fast zusammenfallend. Wir erfahren aus den jüdischen Berichten, dass König Hiram von Tyrus dem Könige Salomon seine Bauleute sendete. Die Architektur war also entweder den Juden eine fremde und gleichgültige Kunst, bei welcher sie keine Eigenthümlichkeit einzubüssen hatten, oder sie war schon dem Style ihrer phöniciere Nachbarn ähnlich. Auch die Nachrichten über die phöniciere Bauten, die wir oben anführten, zeigen uns nur die Anwendung kostbaren Holzes und metallischen Schmuckes; keine spricht von bedeutenden in Stein ausgeführten Werken.

Aus diesen Gründen müssen auch die kürzlich genauer durchforschten Grabmonumente bei Jerusalem als vermeintliche Reste altjüdischer Kunst mit grösster Vorsicht aufgenommen werden. So zulässig nämlich die Abkunft aus ältester Zeit bei manchen der in den Felsen gehöhlten Grabanlagen ist, welche namentlich in der Todtenstadt beim Dorfe Siloa und um Jerusalem in grosser Zahl vorkommen, so unwahrscheinlich ist er bei den freistehenden Monumenten, an deren beiden berühmtesten die Namen des Zacharias und Absalom haften. Dort in jenen alten Nekropolen finden wir den Eingang zu den Grabkammern mit ihren als Bänke oder Höhlen gestalteten Leichenstätten einfach umrahmt und bisweilen wohl auch mit einem kräftigen ägyptischen Hohlkehlangesims oder mit einer giebelartigen Form abgeschlossen. Alle diese Motive, nebst den sonstigen, den Giebel umsäumenden, krönenden und füllenden Ornamenten, Zahnschnitten, Blättern und Voluten, sind so primitiver Natur und verschiedenen orientalischen Völkern seit so früher Zeit eigen, dass ihr Eindringen in die altjüdische Kunst leicht erklärbar ist und ohne charakteristische und selbstständige Umbildung stattgefunden zu haben scheint. Anders verhält sich die Sache bei den grösseren, mit Säulenhallen ausgestatteten oder ganz freistehenden Monumenten. Diese verrathen in ihren dorisirenden Triglyphenfriesen, ihren

¹⁾ Die vereinzelte Nachricht des Propheten Amos (V. 11), wonach die reichen Juden ihre Häuser aus Werkstücken bauten, fällt nicht sehr in's Gewicht, namentlich da dort vorzugsweise die Festigkeit, nicht die künstlerische Erscheinung der Gebäude betont, also eine Bekleidung nicht ausgeschlossen wird.

Eckpilastern und nach Art des griechischen Pseudoperipteros an die Wand gelehnten Halbsäulen, endlich in der ganzen reich und fein durchgebildeten Profilirung entschieden den Einfluss der hellenistischen Kunst und können demnach frühestens dem zweiten oder dritten Jahrhundert v. Chr. angehören. Dass auch hier einzelne orientalische, ägyptische und einheimisch jüdische Elemente sich eingeschlichen haben, ändert an der Lage der Sache im Ganzen wenig. Die Kunstgeschichte weiss von manchen derartigen Mischungen eines ausgebildeten Styles mit fremdartigen ornamentalen Details, welche wohl die Oberfläche der architektonischen Gestaltungen verändern und einen minder geübten Blick täuschen, aber dem Forscher nicht als Belege für ein selbständiges künstlerisch durchgeführtes Bausystem von wahrhaft monumentalem Charakter gelten können ¹⁾.

Die geschichtlichen Verhältnisse beider Völker, der Juden und Phönicier, erklären es hinlänglich, wie bei beiden die Neigung zu Formen entstehen musste, die sich in den leichten, mehr theil- und tragbaren Stoffen ausführen liessen. Die Phönicier waren ein Handelsvolk auf einer schmalen und dürrtigen Küste. Sie mussten damit anfangen, Schiffe zu bauen und sich in dieser Kunst zu vervollkommen, ehe ihnen die Reichthümer zuflossen, welche zu grossen Bauten nöthig waren. Auf dem Schiffe gewöhnt man sich an die Umgebung des Holzes, an die leichten, gerundeten Formen, zu denen es sich eignet, an bunten Schmuck, Teppiche und Vorhänge. Alle Schiffervölker haben einen ähnlichen Geschmack, wir erkennen in ihren Häusern noch stets die Erinnerung an das Schiff; die grosse, volle Form, der ernste, feste Ausdruck des harten tönenden Steines sagt ihnen nicht zu. Bei den Juden gaben andere Schicksale ein ähnliches Resultat. Ein Hirtenvolk, ursprünglich nomadisch, dann in der Fremde im Druck, darauf die Wüste durchziehend, bildete sich bei ihnen die Liebe für den eigenen Boden, für das feste Haus nicht aus. Noch in ihrer späteren Gesetzgebung blieb manches übrig, was solche Sitte und Ansicht erhielt, namentlich der Uebergang oder die Rückkehr des Eigenthums nach einem Zeitverlauf, wodurch denn volle Festigkeit des Besitzes ausgeschlossen war. Was jenen das Schiff, war diesen das Zelt, im Wanderleben hatte

¹⁾ Vgl. über diese jüdischen Gräberbauten die beiden Werke des trefflichen Reisenden und Gelehrten Tit. Tobler: *Golgatha*, S. Gallen 1851, und *Zwei Bücher Topographie von Jerusalem und seiner Umgebung*, Berlin 1853—54; ferner F. de Sauley, *Voyage autour de la mer morte*, Paris 1853. Fol. u. 40; A. Salzmann, *Etude et reproduction photographique des monuments de la ville Sainte*, Paris 1856, und die mit aller nöthigen Vorsicht abgefasste übersichtliche Darstellung bei W. Lübke, *Gesch. d. Architektur*, 3. Aufl. S. 60 ff.

sich ihr Formensinn eben so nur zum Leichten, Bunten, Zierlichen gebildet.

Für die plastische Kunst reichen schriftliche Nachrichten noch weniger aus, als für die Architektur; doch sind wir leider auch hier bei beiden Völkern wesentlich darauf beschränkt. Münzen sind überhaupt sowohl durch die Kleinheit ihrer Darstellungen, als aus manchen anderen Rücksichten, ungenügende Documente für die bildende Kunst. Auch rühren die meisten der wenigen auf uns gekommenen phönici- schen Münzen aus der späteren Zeit griechischen Einflusses her ¹⁾; Aehnliches gilt von den sonstigen Werken der kleineren und grösseren Plastik, denen man phönici- schen Ursprung hat beimessen wollen. Ein Theil derselben hat auf den Namen wirklicher Kunstwerke gar keinen Anspruch; so namentlich die dornartigen Sardischen Bronze-Idole aus

Fig. 46.



Götterbild aus Kypros.

den Nuraghen ²⁾ und die ebenfalls ganz rohen Steinsculpturen und glasierten Thonfigürchen von Hadjar Chem im Museum zu La Valette auf Malta ³⁾, deren phönici- scher Ursprung überdiess durchaus nicht sicher steht. Ein anderer Theil ist unter dem unverkennbaren Einflusse fremder Kunst entstanden und trägt durch- aus keine Spuren eines eigenthümlich phönici- schen Styles. Dabin gehören vor Allem die mittelgrossen weiblichen Figuren aus weichem Kalk- stein, welche von der Insel Kypros in die Museen Europa's gekommen sind, und von denen unsere Abbil- dung (Fig. 46) ein Beispiel giebt. Der eine Arm liegt am Körper an, der andere hält über der Brust eine Schale oder auch wohl eine Granat- blüthe, Hals und Brust ist von reichem Schmuck umgeben. Die grossen, zu sanftem Lächeln verzogenen Gesichtszüge, die Anordnung des reich

¹⁾ Abbildungen bei Gerhard a. a. O. Taf. I. 2 und Taf. III. Vgl. über den Astarte- Tempel von Paphos auf Cypem F. Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 121.

²⁾ E. Gerhard a. a. O. Taf. IV u. V; J. Braun, Gesch. d. Kunst I. 478.

³⁾ Kunstblatt von 1821. Nr. 52; J. Braun, a. a. O. I. 475.

in den Nacken herabfallenden Haares und der zierlichen Ringellöckchen über der niedrigen Stirn erinnern unmittelbar an die Götterbilder altgriechischen Styls und lassen den Gedanken an phöniciſchen Ursprung dieser Statuen kaum zu ¹⁾. Dieser liegt allerdings näher bei den prachtvoll gearbeiteten grossen Steinsarkophagen, welche neuerdings namentlich aus der Gräberstadt des alten Sidon in das Museum des Louvre gekommen sind und von denen wir den mit einer vielbesprochenen phöniciſchen Inschrift bezeichneten Sarkophag des Sidonischen Königs Eschmunazar beistehend (Fig. 47) abbilden ²⁾. Aber abgesehen von der Inschrift hat alles an diesem Werke, die Mumienform des Sarkophags, die perückenartige Kopfbedeckung, der Brustschmuck, der steif geflochtene Kinnbart und endlich das Antlitz selbst einen völlig ägyptischen Charakter, während andere ähnliche Sarkophage mit weiblichen Köpfen, welche ausser Sidon auch im phöniciſchen Tripolis (Tarabulus) ³⁾ und auf Sicilien ⁴⁾ zu Tage gekommen sind, sich in der Anordnung des Haares und in der grossartig stylisirten Behandlung der Gesichtszüge den besten altgriechischen Werken in Marmor und gebranntem Thon an die Seite stellen lassen. Es ist hienach

Fig. 47.



Der Sarkophag des Eschmunazar.

1) E. Gerhard, a. a. O. S. 615 ff., Taf. VI.

2) F. Hitzig, über die Grabschrift d. Eschm. Leipzig 1855. 8; S. Munk, Essai sur l'inscription phénicienne du sarcoph. d'Eschmunezer, im Journ. asiatique. 1856. Pag. 273 ff.; H. Ewald, Erklärung der grossen phön. Inschrift v. Sidon u. s. w. Götting. Ges. d. Wiss. Bd. VII. 1856. 4; A. de Luynes, Mémoire sur le sarcophage et l'inscription fun. d'Eschm. Paris 1856. 4; M. A. Levy, Phöniciſche Studien. 1. Heft. 1856. S. 1 ff. Catalogue des objets provenant de la Mission de Phénicie dirigée par M. E. Renan. Paris 1862. S. 7. Nr. 21 ff.; J. Braun a. a. O. I. 497.

3) A. de Longpérier, im Journal Asiatique. 1855. Pag. 420 ff.

4) E. Gerhard's Archäologischer Anzeiger v. 1864. Nr. 184. S. 207 * ff.

mehr als wahrscheinlich, dass sowohl ägyptische als griechische Künstler im Dienste der Fürsten und reichen Kaufherren in Phönicien thätig gewesen sind.

Allein auch ohne monumentalen Beweis können wir schliessen, dass sich hier eine einheimische Plastik nicht entwickelt hatte. Allerdings waren Syrer und Phönicier Götzendiener und ihre Altäre waren von Bildern eingenommen. Allein ihre verwirrte Mythologie zeigt nicht ausgebildete Charaktere, sondern mehr Symbole von rohen Naturschauungen und kosmogonischen Personificationen. Was wir über die Darstellung ihrer Gottheiten hören, erweckt nur nachtheilige Vorstellungen. Sie wurden häufig als menschliche Gestalten mit einem Fischrumpf gebildet; so jener Dagon der Philister, von dem die jüdischen Schriften sprechen und eine Göttin, von der die Griechen erzählen ¹⁾. Die anderen Gottheiten scheinen meist mit Thierköpfen versehen gewesen zu sein. Ihr Jupiter, Baal oder Moloch, wurde in gebückter Stellung abgebildet, mit einem Kalbskopfe, dessen Stirn ein glänzender Stein schmückte. Seine Bildsäulen waren von Metall, hohl, und wurden durch einen angebrachten Ofen glühend gemacht ²⁾, um so das sinnliche Volk durch ihren schauerlichen Anblick zu schrecken. Auf ihre vorgestreckten Hände wurden die Kinder gelegt, damit sie von da in den Feuerschlund hinab stürzten. Nicht bloss die jüdischen Geschichten erzählen von diesen und anderen scheusslichen Opfern ³⁾, sondern auch die Römer berichten noch von früheren Menschenopfern der Carthager. Bei einem solchen Cultus des Schreckens ist nicht daran zu denken, dass die feineren Regungen des Kunstsinnens empfunden wurden. Wie die Beschreibung ihrer Götterbilder im Allgemeinen unschöne Formen ergiebt, so können wir auch schliessen, dass die Ausführung nur darauf abgesehen war, Grauen zu erwecken. Ungeachtet aller Geschicklichkeit der Phönicier in den gewerblichen Künsten und aller mechanischen Vortheile der Fabrication kann also bei diesen Völkern keine schöne bildende Kunst geblüht haben.

Bei den Juden stand etwas Anderes entgegen: die Religion bedingte in gewissem Grade einen Bilderhass. „Du sollst,“ spricht der Herr auf dem Berge Sinai, „du sollst dir kein Bildniss machen, weder dessen, das oben im Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder dessen, das im Wasser unter der Erde ist“ ⁴⁾.

¹⁾ Movers, Die Phönicier I. 590 ff.

²⁾ Creuzer, Symbolik. 3. Ausg. II. 446.

³⁾ 2. Kön. XVI. 3; XXI. 6. Ps. CVI. 37. Jos. VIII. 31. 3. Mos. XVIII. 21; XX. 2. 5. Mos. XVIII. 10.

⁴⁾ 2. Mos. XX. 4. Vgl. 5. Mos. IV. 12 ff.

Allein dies Verbot, sowie die ähnlichen, wiederholt und ausführlicher vorkommenden, sind nicht so wörtlich gemeint, dass jedes Bild verboten war, sondern sie beziehen sich nur auf die Anbetung der Bilder. „Du sollst keine anderen Götter haben ausser mir,“ geht jenem Verbote des Bildwerks voraus; „du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen,“ folgt hinterher. An der Bundeslade selbst waren die Cherubim, wahrscheinlich menschliche Gestalten, das Antlitz jedes von beiden gegen den anderen gekehrt¹⁾. Auch gab es Bildner unter den Juden; denn sonst hätten sie nicht in der Wüste sogleich das goldene Kalb erhalten können. Später mochte die Gefahr des Götzendienstes und die Erfahrung vielfältiger Abtrünnigkeit den Verdacht und Hass gegen alles Bildwerk steigern. Immerhin aber ging das nicht soweit, um es ganz auszuschliessen; denn namentlich wurden jene Cherubimgestalten neben der Bundeslade auch beim Salomonischen Bau wiederholt, und zwar der Beschreibung nach als freistehende, kolossale Statuen. Auch an den Wänden des Tempels waren in den Verzierungen diese Cherubs in grosser Menge wiederholt. Es hätte daher, wenn bloss die religiöse Rücksicht, die Auffassung Gottes als eines geistigen Wesens, entgegenstand, hier ebenso wie bei den Persern, die ja auch kein Bildniss Gottes duldeten, eine weltliche Plastik entstehen können. Dass dies nicht geschah, ging aus einem mehr innerlichen Zuge im Charakter des jüdischen Volkes hervor. Ihre Phantasie hatte eine der Ausbildung der äusseren Gestalt widerstrebende Richtung. Betrachten wir zunächst jene beiden Cherubim, welche an der Bundeslade standen. Sie waren²⁾ aus wildem Oelbaum geschnitzt, mit Goldblech überzogen, grosse Gestalten, zehn Ellen hoch, um so mehr kolossal erscheinend, als sie in einem Raume standen, der nur die doppelte Höhe hatte. Ihre Flügel waren ausgebreitet, jeder, wie es heisst, fünf Ellen lang, so gross, dass der äussere Flügel jedes Cherubs die Wanddecke berührte, die beiden inneren Flügel aber zusammenstiessen, beide Flügelpaare also die beiden Endpunkte und den Mittelpunkt der zwanzig Ellen breiten Hinterwand bezeichneten und die zwischen ihnen stehende Bundeslade beschatteten. Diese kolossalen Gestalten im engen Raume, ihre ausgebreiteten mächtigen Flügel, also eine festgehaltene Bewegung, mussten einen schauerlichen Eindruck machen, welcher indessen den jüdischen Begriffen des Allerheiligsten wohl entsprach. Ihre Gestalten werden wahrscheinlich im Wesentlichen menschlich gewesen sein. Denn als Menschen erscheinen ja die Engel dem Abraham, dem Tobias, und an

1) 2. Mos. XXV. 28 ff.

2) 1. Kön. VI. 23.

anderen Stellen. Menschlich gebildet, wenigstens aufrechter Gestalt scheinen auch die Seraphim in der Vision des Jesaias (VI. 1); denn jeder hatte sechs Flügel, mit zweien bedeckte er sein Antlitz, mit zweien seine Füße, und mit zweien flog er ¹⁾. Auch sprachen sie, was eine menschliche Gestalt vermuthen lässt. Allein gewiss waren sie nicht ganz menschlich, denn sie haben nach Ezechiel (XLI. 18, 19) zwei Gesichter, ein Menschengesicht und ein Löwengesicht, und es ist zu bemerken, dass diese Stelle nicht von den Bildsäulen im Allerheiligsten, sondern von den Verzierungen im Schnitzwerk der Wände, also von Reliefs spricht. Derselbe Prophet schildert in seiner Vision am Ströme Chebar ähnliche Figuren, die er zwar Thiere nennt, aber menschlicher Gestalt, jedes mit vier Flügeln und vier Gesichtern. Ihre Füße waren aufrecht und unter ihren vier Flügeln Menschenhände, ihre Gesichter aber vorn, oder wie Luther übersetzte zur Rechten, die des Menschen und Löwen, hinten oder zur Linken die des Stieres oder Adlers. Es ist hienach sehr wahrscheinlich, dass jene Reliefs, da sie nur die eine Seite zeigten, die vierfache Bildung des Gesichtes nicht ausschlossen, und dass die Cherubs an der Bundeslade diese hergebrachte Gestalt des Kopfes hatten. Jedenfalls aber war der Leib nicht ein liegender, thierischer, sondern ein aufrecht stehender; denn sonst hätte er in einem Raume von 20 Ellen nicht die Höhe von 10 Ellen haben können. Wie wir uns aber auch diese Gestalten denken wollen, so werden sie immer unschön und unnatürlich bleiben, Verbindungen von Menschlichem und Thierischem, Vermehrung der Gesichter, unnatürliche Ansetzung der Flügel. Die christliche Kunst, so gern sie sich auch an die urkundlichen Beschreibungen der heiligen Schrift anschliessen wollte, hat es niemals möglich gefunden, ihnen getreu zu bleiben, sondern immer nur Einzelnes davon mit manchen Aenderungen beibehalten.

Suchen wir die vorstellende, bilderschaflende Phantasie der Juden

¹⁾ In den Sculpturen der ägyptischen Tempel finden wir häufig, dass die Vögel einen Flügel verkehrt, nach vorn zugewendet tragen, so dass er ihre Füße bedeckt. Hinter den Göttergestalten findet sich auch häufig eine knieende menschliche Figur mit ebenso vorwärts gewendeten Flügeln, gleichsam die Gottheit beschirmend, welche noch näher an diese, die Bundeslade beschattenden Cherubim erinnert. Es ist möglich, dass hier eine ägyptische Reminiscenz den Juden geblieben war. Einem Volke ihrer Sinnesweise, von geringer Anlage für Maassverhältnisse, konnte schon eher eine bildliche als eine architektonische Form Eindruck machen. So hat man auch in den Gräbern von Memphis eine Malerei gefunden, die ein der heiligen Bundeslade der Juden höchst ähnliches tragbares Heiligthum darstellt. Wenn es richtig ist, was der Kirchenvater Cyrillus sagt, dass Moses aus Schonung für die in der ägyptischen Gefangenschaft angenommenen Gewohnheiten der Juden manche ägyptische Ceremonien beibehalten habe, so musste damit ohne Zweifel auch Bildliches übergehen. Vgl. Kunstbl. 1838. Nr. 21; J. Braun, Gesch. d. Kunst I. 409.

kennen zu lernen, so geben uns ferner die Visionen der Propheten eine Gelegenheit dazu. Denn hier soll sich ja ein Bild dem Auge, wenn auch nur dem inneren, dargestellt haben, und der Prophet beabsichtigt durch seine Worte den Hörer in den Stand zu setzen, sich seinerseits dies Bild zu vergegenwärtigen. Alle diese Visionen geben aber durchweg ein völlig unklares und unförmliches Bild, wenn es uns überhaupt gelingt, ein solches daraus zusammen zu setzen. Die wunderbarsten Glanzlichter, Feuer und Gold, Edelsteine und der Regenbogen, drängen sich ohne Form und Umriss, und in diesem wogenden Glanzmeere zeigen sich dann nicht etwa reine, bestimmt gezeichnete, architektonische Gestalten, wie es abstracter, elementarischer Betrachtung zusagen würde, sondern theils jene monströsen, unförmlichen Thiergestalten, die an einer Fülle verschiedenartiger Formen leiden, theils ganz vereinzelte, dürftige und beschränkte Dinge, wie Räder, Leuchter und dergleichen menschliches Machwerk, welches der wunderbaren und weiten Anlage des ganzen Bildes durchaus nicht entspricht. Wir erkennen daher sowohl da, wo die Juden wirkliches Bildwerk beabsichtigten, als da, wo nur ihre Phantasie bildnerisch schuf, einen Sinn, welcher um Schönheit der Form wenig besorgt ist, sondern Gegenstände, deren Bedeutung ihm aus irgend einem Grunde zusagt, zusammenbringt, ohne an ihrer disharmonirenden Erscheinung Anstoss zu nehmen. Höchst befremdend ist dieser Mangel, wenn wir uns an den Reichthum der hebräischen Poesie erinnern. Welche Fülle von Bildern zeigt sich hier! Wie lebendig ist das Gefühl des Psalmisten, der Propheten für alle Erscheinungen der Natur, für das Weite, Grosse, Erhabene, Leuchtende, und dann wieder für das Kleine und Zarte, oder für das Dunkle und Schreckende. Wie kräftig und erschütternd malen sie die Gerichte des göttlichen Zornes, die Zerstörung, den Zug der mächtigen Heerschaaren, das Getöse von Reitern und Wagen, die Einsamkeit und Verödung der vernichteten Städte. Wie freundlich und lieblich sind die Bilder des Friedens und des Glücks. Unvergleichlich sind diese Sänger in der Gabe, mit einem Zuge ein ganzes Bild vor unsere Seele zu stellen, unerschöpflich in neuen Vergleichen; sie verstehen alles, Pflanzen und Thiere, Jungfrau und Greis; in den zartesten Beziehungen wissen sie das Charakteristische aufzufinden. Sie durchschauen die Natur bis in das Innerste und besitzen die Macht, das volle Leben der Dinge unserer Seele vorzuzaubern. Sollte man nicht glauben, dass eine so grosse Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Natur, eine so grosse Gabe der Auffassung und Darstellung auch für die bildende Kunst fruchtbar gewesen sein müsse?

Es ist nicht zu verwundern, wenn man das Hinderniss in jenem

religiösen Verbot gesucht hat. Allein, wir sahen, so unbedingt war das Verbot nicht; weltliche Handlungen, wie die Perser, Naturbilder, wie die Dichter in Worten, hätten sie auch plastisch oder im Gemälde darstellen können, ohne dagegen zu sündigen. Ueberdies waren die Cherubim des Tempels schon plastische Kunstwerke.

Der Grund dieses Mangels, da er nicht ein so äusserlicher sein kann, muss also im Inneren des Nationalcharakters liegen. In allen Aeusserungen desselben, namentlich auch in der Poesie können wir ihn erkennen. Gerade das, was die Stärke, die Schönheit dieser Poesie ist, liess selbst den Gedanken, den Wunsch des äusseren Bildes nicht aufkommen, und würde den Versuch, wenn man ihn hätte wagen wollen, vereitelt haben. Wir können es mit einem Wort aussprechen, ihre Phantasie ist zu bewegt, die Bewegung ist zu heftig, zu stark, zu kühn, um die ruhige Ausführung des plastischen Bildes zu gestatten. Jede bildliche Vorstellung, welche der Seele vorgeführt wird, erweckt sogleich eine neue, welche jene erste verdrängt; entweder diese genügt nicht völlig für den metaphorischen Zweck, und die zweite wird deshalb herbei gerufen, um sie zu ergänzen, oder sie erinnert durch die Vielseitigkeit ihrer Erscheinung an etwas Anderes, das eine Beziehung auf den Gegenstand hat, und daher ebenfalls hervortritt und die erste Vorstellung verdunkelt. Fast jede Stelle der hebräischen Dichtungen giebt Beispiele dieses Hergangs. Selbst in der Chronik finden wir ihn. So heisst es in der Weissagung gegen Jerobeam ¹⁾: „Jehova wird „Israel schlagen, dass es wanke wie ein Rohr im Wasser, und wird „Israel herausreissen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern „gegeben, und wird sie zerstreuen jenseits des Stromes.“ Also Jehova wird Israel schlagen; Israel ist personificirt, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht. Die Wirkung des Schlages ist „dass es wanke.“ Die Personification bleibt noch; der feststehende Mensch, der einen starken Schlag erhält, wankt, sei es, dass der plötzliche Anstoss ihn den Schwerpunkt verlieren macht, sei es, dass die innerliche Wirkung des Schlages ihn verhindert, sich aufrecht zu halten. Allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze, welche vom Winde bewegt wird, am meisten, da im Gegensatz gegen Jehova alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild; der Schlag hat mit dem Rohre nichts zu schaffen, er ist vergessen, bloss das Wanken noch beibehalten. Israel wankt also wie ein Rohr, und zwar im Wasser, denn das Rohr wächst vorzugsweise im Wasser, der Zusatz bietet sich durch die Lebendigkeit der Vor-

¹⁾ 1. Kön. XIV. 15.

stellung von selbst dar. So ist Israel mit einer Pflanze verglichen; dies giebt ein neues Bild für die Züchtigung, die dem Volke angedroht wird; der Herr wird sie aus dem Boden heraus reissen. Der Boden erinnert an das Land Palästina, welches der Herr den Juden gegeben; bei der Vorstellung der Strafe drängt sich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, sie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber so schnell schreitet die Phantasie fort, dass sie diese Vertauschung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorstellungen wird in Eins zusammen gezogen: „Der Herr „wird Israel heraus reissen, aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben.“ Nunmehr sind wir aber ganz von dem ersten Bilde abgekommen; nicht bloss die Pflanze ist verlassen, sondern auch die Vorstellung des Volkes, als eines einzigen Wesens, das geschlagen wurde. Palästina mit seinen Bewohnern, den Juden, in der Mehrzahl ist jetzt vor unserer Phantasie, das Ausreissen aus dem Boden muss daher einer anderen Bezeichnung der Strafe Platz machen. Es ist nicht bloss die Entfernung von dem Lande, wo man sich wohl fühlt, „jenseit des Stroms“ in eine unbekante Ferne, sondern auch die Zerstreuung, welche dabei zu befürchten ist, und auch diese Drohung schliesst sich daher den anderen an. Man sieht in dem einen Satze und zwar in einer Rede, welche nicht auf die gesteigerte Lebendigkeit der Poesie Anspruch macht, drängt sich Bild an Bild, die Seele ist nicht fähig, eines festzuhalten, weil sogleich ein zweites sich dazwischen schiebt. Allerdings gewinnt die Lebhaftigkeit des Ausdruckes dadurch bedeutend; der Schrecken, welchen die Drohung erwecken kann, wird vervielfältigt und dadurch vertieft. Bei jedem neuen Bilde empfindet der Bedrohte das ihm Bevorstehende auf's Neue. Homer, wenn er eine Drohung durch ein Bild beleben wollte, würde nur eine der Vorstellungen, welche hier auf einander folgen, genommen, aber auch weiter ausgeführt haben, etwa die des Rohrs, das vom Winde geknickt, nun abstirbt. Freilich mag es sein, dass jene jüdische Häufung von Metaphern der Drohung mehr zusagt; nicht bloss verstärkt die Wiederholung den Eindruck, sondern selbst die Dunkelheit, welche durch die schnelle Vertauschung der Bilder entsteht, trägt zur Steigerung des Schreckens bei. Jede Zukunft, besonders die drohende, ist dunkel, das klare, plastisch hingestellte Bild eignet sich nicht für sie. Das Orakel bedient sich daher auch, wenn es ein Bild braucht, des zweideutigen, dunkeln Bildes. In der vollen Ausführung des einen Bildes liegt dagegen etwas Beruhigendes. Homer wendet daher seine Gleichnisse auch nur auf die Vergangenheit an, nur auf das, was er als geschehen erzählt.

Die Drohung spricht er gewöhnlich ohne Bild, nackt und schlagend aus, und man kann zugeben, dass sie bei ihm und in der griechischen Poesie überhaupt nicht ganz die Kraft und Bedeutung habe, die sie in der hebräischen durch diesen Reichthum an Metaphern erhält. Diese ist auf das Drohende besser eingerichtet. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen einer Gesinnung, welche sich viel mit dem Zukünftigen beschäftigt, und jener höchst bewegten Phantasie der Juden, ebenso wie andererseits zwischen dem mehr auf die Gegenwart gerichteten Sinne des Griechen und seiner ruhigeren, mehr ausführenden Rede.

Uebrigens finden wir dieselbe Beweglichkeit, denselben Bilderreichthum nicht bloss bei Drohungen und Strafreden, sondern auch bei Verheissungen und selbst in ruhig beschreibenden Stellen. Man erinnere sich nur an jene Lobgesänge oder Betrachtungen über Gottes Wirken in der Natur in den Psalmen, im Buche Hiob oder bei den Propheten. Wie schweift der Blick umher, und beleuchtet mit einem Blitze bald diesen Gegenstand bald jenen, Himmel und Erde, Land und Meer, die Berge mit dem Wild in ihren Wäldern, die Fläche mit ihrem Fruchtbaum, den Menschen und die Blume. Jedes Einzelne tritt plötzlich scharf und eigenthümlich aus dem Dunkel hervor, aber ebenso schnell wieder in dasselbe zurück, weil ein Anderes jetzt beleuchtet wird. Das Gesetz des Gegensatzes macht sich dabei besonders geltend. Das Licht fällt auf einen Gegenstand, wird von ihm nach der Eigenthümlichkeit seiner Gestalt auf einen anderen, entgegengesetzten reflectirt, und von diesem wieder nach einer anderen Stelle. So in den kleineren Kreisen und von diesen wieder zu anderen höheren, bis in die höchsten Gegensätze des leuchtenden Himmels und der nächtlichen Erde, des vergänglichen Geschöpfes und des allmächtigen Schöpfers. Nichts leistet dieser Bewegung Widerstand, nichts ist fest, vor dem Antlitz des Herrn bebt die Erde, das Meer flieht, der Jordan wendet sich zurück, die Berge hüpfen wie Widder, die Hügel wie junge Lämmer, die Felsen wandeln sich in Seen, die Steine in Quellen. Wie kann bei so mächtiger Erschütterung der grossen Gestalten der Mensch sich noch halten? Er ist die Blume des Feldes, die vor dem Abend welket, ein Schatten, der fleucht und nicht bleibet, ein vorüber eilendes Gerücht, Staub vom Winde bewegt; die Völker sind nur ein leichtes Werkzeug in Jehova's Hand, er dreht sie im Kreise herum, wie der Kreisel auf freiem Boden, sie sind ihm Hammer und Amboss, Stab der Züchtigung und Becher der Berausung. Kein Einzelnes hält Stand und tritt in ganzer Körperlichkeit und Selbstständigkeit hervor, Alles verläuft sich zu einem grossen Bilde, zu einer Einheit, in der sich nur der Gegensatz des Herrn und der vergänglichen Erde stets wieder fühlbar macht,

aber auch stets wieder aufhebt. Bei dieser Unselbstständigkeit des Einzelnen, des Menschen, der Völker, trifft denn auch die Betrachtung weniger das Innere, die Seele der Dinge, als ihr Verhältniss zu anderen, ihre relative Bedeutung.

Daher herrscht in der Folge der Bilder stets die Rücksicht auf Zweck und Wirkung, nicht auf die Erscheinung und Gestalt der Dinge vor. Es wird ein Mensch da sein, heisst es z. B. bei Jesaias, welcher ist wie ein Verbergungsort vor dem Winde, wie ein Schirm vor dem Platzregen, wie Wasserbäche am dürren Ort, wie die Schatten eines Felsens im schmachtenden Lande. Alles bloss um zu sagen, er wird euch wohlthätig sein. Da stellt sich zunächst die Wohlthat des Schutzes gegen Wind und Regen, dann die Wohlthat der Kühlung bei der Hitze und Dürre dar. Man sieht, wie leicht sich die geistige Auffassung der Welt, der Einheit des höchsten Gottes mit einer sehr sinnlichen Denkungsweise verbindet. Ohne Sinnlichkeit ist keine Kunst, kein Menschenleben überhaupt; aber die edlere Sinnlichkeit erfreut sich an der Erscheinung des Dinges, während die niedrigere Vortheil und Genuss berechnet. Eine solche Gesinnung verband sich aber leicht mit dieser sonst so reinen Religion, weil die Macht des Herrn und die Furcht vor sinnlichen Strafen die bedeutendsten Beweggründe waren. In jeder Beziehung war daher bei einem solchen Volke kein Boden für die bildende Kunst. Der Spiritualismus benahm das Interesse an der äusseren Gestalt, das bewegte, besorgte Gemüth konnte nicht dazu gelangen, sie auszubilden.]

Ruhiges Verhältniss, Gleichmaass, Symmetrie und Form waren hier gleichgültig; Bewegung, Rhythmus, Gegensatz und Zweck herrschten und liessen jene nicht aufkommen. Es zeigt sich der Gegensatz der bewegten Künste, Poesie und Musik, gegen die ruhigen. Für jene war eine Fülle der Anlagen, für diese Mangel.

Man sieht hieraus ferner, wie die rechtgläubigen Juden und die Molochsdiener Phöniciers in Beziehung auf unsere Kunst ziemlich gleiche Richtung haben konnten. Der praktische Sinn des Handelsvolkes, mit seinem Eigennutz und seiner Ueppigkeit, blieb ebenso wenig bei der ruhigen Form stehen, sondern forderte Brauchbarkeit, Nutzen, Bewegung. Selbst die Religionen beider Völker, so himmelweit die reine Lehre Jehova's von den scheusslichen Opfern der Baalspriester entfernt ist, sind nicht ausser Zusammenhang. Beide sind Religionen der Furcht, wenn auch dort der reineren Scheu vor dem Herrn, hier des rohen sinnlichen Schreckens. Beide vorzugsweise praktischer Anwendung, wenn auch nur die eine zu höherer Sittlichkeit führend. Gerade deshalb, weil sie auf demselben praktischen Gebiete stehen, ist ihr Gegen-

satz so gross. Die edleren heidnischen Völker sind eigenthümliche Gestalten, bei denen Recht und Schuld sich mischen, so dass nicht leicht darüber abzurtheilen ist. Hier trennt sich beides fast wie Tugend und Laster, wie Recht und Unrecht. Der Gegensatz des Jehova- und des Baalsdienstes ist daher für ewige Zeiten entscheidend, und auf weiteren Stufen sich wiederholend, während jene anderen gemischten Völker nur einmal waren und nicht wiederkehren.